



Nummer 12.

Swinemünde, den 15. September 1926.

3. Jahrgang.

Abendlied an die Natur.

Hüll ein mich in die grünen Decken,
Mit deinem Säufeln fing' mich ein,
Bei guter Zeit magst du mich wecken
Mit deines Tages jungem Schein!
Ich hab mich müd in dir ergangen,
Mein Aug' ist matt von deiner Pracht;
Nun ist mein einziges Verlangen,
Im Traum zu ruhn, in deiner Nacht.

Des Kinderauges freudig Leuchten
Schon fingest du mit Blumen ein,
Und wollte junger Gram es feuchten,
Du scheuchtest ihn mit buntem Schein.
Ob wildes Hassen, maßlos Lieben
Mich zeither auch gefangen nahm:
Doch immer bin ich Kind geblieben,
Wenn ich zu dir ins Freie kam.

O steh mir immerdar im Rücken,
Dieg ich im Feld mit meiner Zeit!
Mit deinen warmen Mutterblicken
Ruh' auf mir auch im schärfsten Streit!
Und sollte mich das Ende finden,
Schnell decke mich mit Rasen zu;
O selig Sterben und Verschwinden
In deiner stillen Herbergsruh!

G. Keller (1819—90).

Die Jungfrau und der Teufel.

Freund! wach auf und schau dich um,
Der Teufel geht stets runden,
Kommt er dir auf den Leib, so liegest
du schon unten.

Angeli Silesii Cherub. Wanders-
mann, 2. Buch, 206.

Es war ein Graf Gebizo, der besaß eine wunderschöne Frau, eine prächtige Burg samt Stadt und so viele ansehnliche Güter, daß er für einen der reichsten und glücklichsten Herren im Lande galt. Diesen Ruf schien er denn auch dankbar anzuerkennen, indem er nicht nur eine glänzende Gastfreundschaft hielt, wobei sein schönes und gutes Weib gleich

einer Sonne die Gemüter der Gäste erwärmte, sondern auch die christliche Wohltätigkeit im weitesten Umfang übte.

Er stiftete und begabte Klöster und Spitäler, schmückte Kirchen und Kapellen, und an allen hohen Festtagen kleidete, speiste und tränkte er eine große Zahl von Armen, manchmal zu Hunderten, und einige Duzend mußten täglich, ja fast stündlich auf seinem Burghofe schmausend und ihn lobpreisend zu sehen sein, sonst hätte ihm seine Wohnung, so schön sie war, verödet geschienen.

Allein bei solch schrankenloser Freigebigkeit ist auch der größte Reichtum zu erschöpfen, und so kam es, daß der Graf nach und nach alle seine Herrschaften verpfänden mußte, um seinem Hange zu großartigem Wohlthun zu frönen, und je mehr er sich verschuldete, desto eifriger verdoppelte er seine

Bergabungen und Armenfeste, um dadurch den Segen des Himmels, wie er meinte, wieder zu seinen Gunsten zu wenden. Zuletzt verarmte er gänzlich, seine Burg verödete und verfiel; erfolglose und törichte Stiftungen und Schenkungsbriefe, welche er aus aller Gewohnheit immer noch zu schreiben nicht unterlassen konnte, trugen ihm nur Spott ein, und wenn er hie und da noch einen zerlumpten Bettler auf seine Burg locken konnte, so warf ihm dieser das magere Süppchen, das er ihm vorsetzte, mit höhnischen Schmähwörtern vor die Füße und machte sich davon.

Nur eines blieb sich immer gleich, die Schönheit seiner Frau Bertrade; ja, je öder es im Hause ausah, desto lichter schien diese Schönheit zu werden. Und auch an Huld, Liebe und Güte nahm sie zu, je ärmer Gebizo wurde, so daß aller Segen des Himmels sich in dies Weib zu legen schien und tausend Männer den Grafen um diesen einen Schatz, der ihm noch übrigblieb, beneideten. Er allein sah nichts von alledem, und je mehr sich die holde Bertrade bemühte, ihn aufzuheitern und seine Armut zu versüßen, desto geringer schätzte er dies Kleinod und verfiel in einen bitteren und verstockten Trübsinn und verbarg sich vor der Welt.

Als einst ein herrlicher Ostermorgen anbrach, wo er sonst gewohnt war, fröhliche Scharen nach seiner Burg wallfahren zu sehen, schämte er sich seines Falles, daß er nicht einmal in die Kirche zu gehen wagte und in Verzweiflung war, wie er die schönen sonnigen Festtage zubringen sollte. Umsonst bat ihn sein Weib mit perlenden Tränen und mit lächelndem Munde, sich nicht zu grämen und unverzagt mit ihr zur Kirche zu gehen; er machte sich unwirlich los und ging auf und davon, sich in den Wäldern zu verbergen, bis Ostern vorbei wäre.

Bergauf und -ab lief er, bis er in eine uralte Wildnis kam, wo ungeheure bärtige Tannenbäume einen See umschlossen, dessen Tiefe die mächtigen Tannen ihrer ganzen Länge nach widerspiegelte, so daß alles düster und schwarz erschien. Die Erde um den See war dicht bedeckt mit abenteuerlichem, langfranfigem Moose, in welchem kein Tritt zu hören war.

Hier setzte sich Gebizo nieder und großte mit Gott ob seinem elenden Geschick, welches ihm nicht mehr erlaubte, seinen Hunger genugsam zu stillen, nachdem er Tausende mit Freuden gesättigt, und ihm überdies seine Werttätigkeit mit dem Hohn und Lndank der Welt vergalt.

Unversehens gewahrte er mitten auf dem See einen Nachen und in demselben einen hochgewachsenen Mann. Da der See nur klein und leicht zu übersehen war, so konnte Gebizo nicht begreifen, wo der Fährmann auf einmal her komme, da er ihn zuvor nirgends bemerkt; genug, er war jetzt da, tat einen einzigen Ruderschlag und landete alsbald dicht vor dem Ritter, und ehe dieser sich einen Gedanken machen konnte, fragte er ihn, warum er ein so schlimmes Gesicht in die Welt schneide. Weil der Fremde ungeachtet des sehr hübschen Aeußern einen Zug gründlicher Unzufriedenheit um Mund und Augen hatte, erweckte dies das Vertrauen Gebizos, und er klagte unverhohlen sein Mißleiden und all seinen Groll.

„Du bist ein Lor,“ sagte jener hierauf, „denn Du besitzt einen Schatz, der größer ist als alles, was Du verloren hast. Wenn ich Dein Weib hätte, so wollte ich nach allen Reichtümern, Kirchen und Klöstern und nach allen Bettelheuten der Welt nichts fragen!“

„Gib mir diese Dinge wieder, und Du kannst wohl mein Weib dafür haben!“ erwiderte Gebizo bitter lachend, und jener rief blickschnell: „Es gilt! Suche unter dem Kopfkissen Deiner Frau, dort wirst Du finden, was für Deine ganze Lebenszeit ausreicht, alle Tage ein Kloster zu bauen und tausend Menschen zu speisen, und wenn Du hundert Jahre alt würdest! Dafür bringe mir Dein Weib hier zur Stelle, ansehbar am Abend vor Walpurgistag!“

Es sprühte bei diesen Worten ein solches Feuer aus seinen dunklen Augen, daß davon zwei rötliche Lichter über den Raucharmel des Grafen und von da über Moos und Tannenkränze wegstreiften. Da sah Gebizo, wen er vor sich habe, und nahm das Anerbieten des Mannes an. Dieser rührte das Ruder und fuhr wieder auf die Mitte des Sees hinaus, wo er samt dem Schiffe im Wasser versank mit einem Getöse, welches dem Gelächter von vielen ehernen Glocken ähnlich war.

Gebizo eilte mit einer Gänsehaut bekleidet auf dem geradesten Wege nach seiner Burg, untersuchte sogleich Bertra-

dens Bett und fand unter ihrem Kopfkissen ein altes unscheinbares Buch, das er nicht lesen konnte. Wie er aber darin blätterte, fiel ein Goldstück nach dem andern heraus. Soblad er das merkte, machte er sich mit dem Buche in das tiefste Gewölbe eines Turmes und blätterte dort in aller Verborgtheit fürs erste, solange das Osterfest dauerte, einen hinreichenden Haufen Goldes aus dem interessanten Werke heraus.

Dann trat er wieder auf vor der Welt, lösete alle seine Besitzungen ein, rief Werkleute herbei, die sein Schloß herstellten, prächtiger, als es je gewesen, und spendete Wohlthaten ringsherum gleich einem Fürsten, der eben gekrönt worden ist. Das Hauptwerk aber war die Grundlegung einer mächtigen Abtei für fünfhundert der frömmsten und vornehmsten Kapitularen, eine ordentliche Stadt von Heiligen und Schriftgelehrten, in deren Mitte dereinst seine Begräbnisstätte sein sollte. Diese Vorsicht glaubte er seinem ewigen Seelenheil schuldig zu sein. Da über seine Frau anders verfügt war, so wurde eine Grabstätte für sie nicht vorgesehen.

Am Mittage vor Walpurgis befahl er zu satteln und gebot seiner schönen Frau, ihr weißes Jagdperd zu besteigen, da sie einen weiten Weg mit ihm zu reiten hätte. Eine große Angst besiel die Arme, sie zitterte an allen Gliedern und belog zum erstenmal in ihrer Ehe den Gemahl, indem sie sich für unwohl ausgab und ihn bat, sie zu Hause zu lassen. Da sie kurz vorher halblaut ein wenig gesungen hatte, so ward Gebizo zornig über diese Lüge und glaubte nun ein doppeltes Recht über sie zu haben. Sie mußte, dazu noch möglichst wohlgeschmückt, zu Pferde sitzen und ritt traurig mit ihrem Manne von dannen, ohne zu wissen, wohin es gehen sollte.

Als sie ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt, kamen sie zu einem Kirchlein, das Bertrade in früheren Tagen so nebenbei einst gebaut und der Mutter Gottes gewidmet hatte. Es war einem armen Meister zu Gefallen geschehen, welchem wegen seiner mürrischen und unlieblichen Person niemand etwas zu tun gab, so daß auch Gebizo, dem jeder mit gefälligem und ehrerbietigem Wesen nahen mußte, ihn nicht leiden mochte und bei allen seinen Werken leer ausgehen ließ. Heimlich hatte sie das Kirchlein bauen lassen, und der verachtete Meister hatte gleichsam als Feierabendarbeit zum Dank noch ein gar eigentümlich anmutiges Marienbild selbst gearbeitet und auf den Altar gestellt.

In dieses Kirchlein beehrte jetzt Bertrade für einen Augenblick einzutreten, um ihr Gebet zu verrichten, und Gebizo ließ es geschehen; denn er dachte, sie könnte es wohl brauchen. Sie stieg also vom Pferde und ging, indessen der Mann draußen harrete, hinein, kniete vor dem Altare nieder und empfahl sich in den Schutz der Jungfrau Maria. Da fiel sie in einen tiefen Schlaf; die Jungfrau sprang vom Altar herunter, nahm Gestalt und Kleidung der Schlafenden an, trat aus der Türe frischen Mutes und bestieg das Pferd, worauf sie an der Seite des Grafen und an Bertrades Statt den Weg fortsetzte.

Der Glende wollte sein Weib noch täuschen und, je näher sie dem Ziele kamen, mit um so größerer Freundlichkeit einschläfern und zerstreuen; und er redete deshalb über dieses und jenes mit ihr, und die Jungfrau gab ihm trauliche Antwort in süßem Geplauder, sich stellend, als ob sie alle Bangeigkeit verlore. So erreichten sie die dunkle Wildnis an dem See, über welchem salbe Abendwolken hingen; die alten Tannen blühten mit Purpurknospen, wie es nur in den üppigsten Frühlingen geschieht; im Dickicht schlug eine gespenstige Nachtigall so stark wie mit Orgelpfeifen und Zimbeln, und aus den Tannen ritt der bemußte Mann hervor auf einem schwarzen Hengst, in reicher ritterlicher Tracht, ein langes Schwert zur Seite.

Er näherte sich ganz manierlich, obgleich er einen so grimmigen Blick schnell auf Gebizo schoß, daß diesem die Haut schauderte; sonst schienen nicht einmal die Pferde Unheil zu wittern, denn sie blieben ruhig. Gebizo warf dem Fremden zitternd die Zügel seiner Frau zu und sprengte ohne sie von dannen und ohne sich nach ihr umzusehen. Der Fremde aber ergriff die Zügel mit hastiger Faust, und fort ging es wie ein Sturmwind durch die Tannen, daß Schleier und Gewand der schönen Ritterfrau flogen und flatterten, über Berg und Tal und über die fließenden Wasser, daß die Hufe der Pferde kaum die Schäume der Wellen berührten.

Von tausendem Sturme gejagt, wälzte sich vor den Rossen her eine rosig duftende Wolke, die in der Dämmerung leuchtete, und jene Nachtigall flog unsichtbar vor dem Paare her und setzte sich da und dort auf einen Baum, singend, daß die Lüfte schallten.

Endlich nahmen alle Hügel und alle Bäume ein Ende, und die beiden ritten in eine endlose Heide hinein, in deren Mitte wie aus weiter Ferne die Nachtigall schlug, obgleich weder Strauch noch Zweig zu ahnen war, auf dem sie hätte sitzen können.

Unersehens hielt der Reiter an, sprang vom Pferde und half der Dame mit den Gebärden eines vollkommenen Reiters aus dem Sattel. Kaum berührte ihr Fuß die Heide, so entsproß rings um das Paar ein manns hoher Rosengarten mit einem herrlichen Brunnen und Ruhefisz, über welchem ein Sternenhimmel funkelte, so hell, daß man bei seinem Dichte hätte lesen können. Der Brunnen aber bestand aus einer großen runden Schale, in welcher einige Teufel in der Weise, wie man heutzutage lebende Bilder macht, eine verführerische weiße Marmorgruppe schöner Nymphen bildeten oder darstellten. Sie gossen schimmerndes Wasser aus ihren hohlen Händen; wo sie es hernahmen, wußte nur ihr Herr und Meister; das Wasser machte die lieblichste Musik, denn jeder Strahl gab einen anderen Ton, und das Ganze schien gestimmt wie ein Saitenspiel. Es war sozusagen eine Wasserharmonika, deren Akkorde alle Süßigkeiten der ersten Mainacht durchbebten und mit den reizenden Formen der Nymphengruppe ineinanderfloßen; denn das lebende Bild stand nicht still, sondern wandelte und drehte sich unvermerkt.

Nicht ohne seine Bewegung führte der seltsame Herr die Frau zu dem Ruhefisz und lud sie ein, Platz zu nehmen; dann aber ergriff er gewaltsam zärtlich ihre Hand und sagte mit einer das Mark erschütternden Stimme: „Ich bin der ewig Einsame, der aus dem Himmel fiel! Nur die Mimme eines guten irdischen Weibes in der Mainacht läßt mich das Paradies vergessen und gibt mir Kraft, den ewigen Untergang zu tragen. Sei mit mir zu zweit, und ich will Dich unsterblich machen und Dir die Macht geben, Gutes zu tun und Böses zu hindern, soviel es Dich freut!“

Er warf sich leidenschaftlich an die Brust des schönen Weibes, welches seine Arme lächelnd öffnete: aber in demselben Augenblick nahm die heilige Jungfrau ihre göttliche Gestalt an und schloß den Betrüger, der nun gesungen war, mit aller Gewalt in ihre leuchtenden Arme. Augenblicklich verschwand der Garten samt Brunnen und Nachtigall, die kunstreichen Dämonen, so das lebende Bild gemacht, entflohen als üble Geister mit ängstlichem Wimmern, ihren Herrn im Stich lassend, und dieser rang mit Titanengewalt, sich aus der qualvollen Umarmung loszuwinden, ohne einen Laut zu verlieren.

Die Jungfrau hielt sich aber tapfer und entließ ihn nicht, abseits sie alle Kraft zusammennehmen mußte; sie hatte nichts minderes im Sinn, als den überlisteten Teufel vor den Himmel zu tragen und ihn dort in all seinem Elend zum Gelächter der Seligen an einen Türpfosten zu binden.

Allein der Böse änderte seine Kampfweise, hielt sich ein Weichen still und nahm die Schönheit an, welche er einst als der schönste Engel besessen, so daß es der himmlischen Schönheit Marias nahe ging. Sie erhöhte sich so viel als möglich; aber wenn sie glänzte wie Venus, der schöne Abendstern, so leuchtete jener wie Lucifer, der helle Morgenstern, so daß auf der dunklen Heide ein Leuchten begann, als wären die Himmel selbst herniedergestiegen.

Als die Jungfrau merkte, daß sie zu viel unternommen und ihre Kräfte schwanden, begnügte sie sich, den Feind gegen Verzicht auf die Grafenfrau zu entlassen, und alsbald fuhren die himmlische und die höllische Schönheit auseinander mit großer Gewalt. Die Jungfrau begab sich etwas ermüdet nach ihrem Kirchlein zurück; der Böse hingegen, unfähig, länger irgendeine Verwandlung zu tragen, und wie an allen Gliedern zermalmt, schleppte sich in grausig dürstiger Gestalt, wie der leibhafte geschwänzte Gram, im Sande davon. So übel war ihm das vorgehabte Schäferstündchen bekommen!

Gebizo indeffen, nachdem er sein liebliches Weib verlassen, war in der beginnenden Nacht irrgeritten und Roß und Mann in eine Kluft gestürzt, wo er den Kopf an einem Stein zerschellte, so daß er stracks aus dem Leben schwand.

Bertrade dagegen verharrte in ihrem Schlafe, bis die Sonne des ersten Maitages ausging; da erwachte sie und verwunderte sich über die verlossene Zeit. Doch sagte sie

gleich ihr Ave Maria, und als sie gesund und munter vor das Kirchlein trat, stand ihr Pferd davor, wie sie es verlassen. Sie wartete nicht lang auf ihren Gemahl, sondern ritt froh und eilig nach Hause; denn sie ahnte, daß sie irgend einer großen Gefahr entgangen sei.

Bald fand und brachte man die Leiche des Grafen. Bertrade ließ ihn mit allen Ehren bestatten und stiftete unzählige Messen für ihn. Aber alle Liebe zu ihm war unerklärlicherweise für sie aus ihrem Herzen weggetilgt, obgleich daselbe so freundlich und zärtlich blieb, als es je gewesen. Deshalb sah sich ihre hohe Gönnerin im Himmel nach einem andern Manne für sie um, der solch anmutiger Liebe würdiger wäre als jener tote Gebizo, und diese Sache begab sich, wie in der folgenden Legende geschrieben steht.

G. Keller über seine „Legenden“.

„Ich fand nämlich eine Legendensammlung von Rosengärten in einem läppisch frömmelnden und einfältiglichen Stile erzählt (von einem norddeutschen Protestanten doppelt lächerlich) in Prosa und Versen. Ich nahm sieben oder acht Stück aus dem vergessenen Schmöker, fing sie mit den süßlichen und heiligen Worten Rosengärtchens an und machte dann eine erotisch-weltliche Historie daraus, in welcher die Jungfrau Maria die Schutzpatronin der Heiratslustigen ist . . .“ (Aus einem Brief an Ferdinand Freiligrath).

Nachdenkliches aus Kellers Briefen und Tagebuch.

„Ein Mann ohne Tagebuch (er habe es nun in den Kopf oder auf Papier geschrieben) ist, was ein Weib ohne Spiegel. Dieses hört auf Weib zu sein, wenn es nicht mehr zu gefallen strebt und seine Anmut vernachlässigt; es wird seiner Bestimmung gegenüber dem Manne untreu. Jener hört auf ein Mann zu sein, wenn er sich selbst nicht mehr beobachtet und Erholung und Nahrung immer außer sich sucht. Er verliert seine Haltung, seine Fähigkeit, seinen Charakter, und wenn er seine geistige Selbständigkeit dahingibt, so wird er ein Tropf.“

„Ich werde vertrauend hoffen und immer hoffen, bis meine Augen brechen; und wenn dann die Menschen mich auslachen und sagen werden: „Siehe, Du hast umsonst gehofft, Du stirbst arm und verlassen, wie Du geboren wurdest“, so werde ich zu ihnen sagen: „Ihr Toren, jetzt geht die Hoffnung erst recht an!“

„Ein Leben wie Goethes, das ohne materielle Sorgen und Kummer in heiterer Ruhe, behaglichem Wohlstand und klarem Selbstbewußtsein forstiehet, höchstens von selbstgeschaffenen Geistesstürmen aufgeregt, vermag uns mehr niederzubeugen als aufzurichten.“

„Es könnte viel Kummer und Verdruß verhütet werden, wenn jeder Mensch sich dreimal besänne, ehe er gute Ladungsstücke eines andern für Ballast und diesen letzteren als gute Fracht erklärt.“

„Jedes gute Lied kostet einen schrecklichen Aufwand an konsumierten Viktualien, Kervenerverbrauch und manchmal Tränen, vom Lachen oder vom Weinen, gleichviel, und dann wird es einem bogenweise berechnet! Und die sechs Strophen füllen nicht einmal zwei Seiten — da geh einer hin und werde Lyriker!“

„Die tolle hastige Touristenjagd auf der Heerstraße über die Berge, dieser schnatternde wilde Entenzug ohne Behagen und ohne Ruh, erregt bei den Festgefessenen, während man sich den Geldgewinn gefallen läßt, nur Gelächter. Denn man sieht es dem ganzen Haufen am Gesichte an, daß er das Land lediglich nach dem guten oder schlechten Wetter, nach den Gasthofrechnungen, nach den Kellnern und Schupukern, kurz nach Dingen beurteilt, welche sich überall gleichbleiben.“

Mein Sonnenhügel.

O du auserwählter, du einziger unter den Hügeln, die aus schattentühlen Waldestiefen sich emporwölben wie Inseln aus den purpurnen Tiefen des Meeres, um Haupt und Glieder im goldenen Sonnenlicht zu wärmen, fürchte nicht, daß ich den Schleier deiner Verborgenheit lüfte und dich zum Spott und Gelächter des Alltags mache! Nur sprechen will ich von dir und dich preisen, wie der Dichter in glühenden Worten die Schönheit der Geliebten preist, ohne der fragenden Neugier das Geheimnis ihres Daseins zu enthüllen. Nie soll man erfahren, wo du bist, und wer es nach meinen Worten unternehmen würde dich zu suchen, würde dich schwerlich finden; denn der Name, den ich dir gab, steht auf keiner Karte verzeichnet, und viele deinesgleichen schmücken gleich gebuckelten Smaragden den Waldgürtel, unter den die heimatische Küste die faltigen Gewänder gerafft hat, um die schneeweißen Füße im Meere zu baden. Auch liegt du abseits vom Wege, mein Sonnenhügel, wohl versteckt hinter dem silbergrau-grünen Begitter einer dichten Kiefern-schonung, in die außer den unauffälligen Wechsellern des Wildes keine erkennbare Spur hineinführt. So bist du ein Geheimnis für die „Vielen“, ja selbst für mich, der ich wohl hundert Mal bei dir war, ohne mehr von dir zu kennen als eine winzige, am Südhang unterhalb der Spitze gelegene windgeschützte Blöcke von der Größe eines mäßigen Zimmers, die immer von Sonne beschienen wird, solange die Sonne am Himmel sichtbar ist. Um dieses Fleckchens willen taufte ich dich „Sonnenhügel“.

Eng und schmal ist der Raum, den du dem Gaste öffnest, nicht ohne Widerstand vonseiten deiner getreuen Wächter, die, als hätten sie ein Dornröschen zu schützen, mit Zweigen, Nadeln, Ranken und Baumstämpfen den Zugang zu dir versperren, aber ich würde diesen Raum, das Schwere ich, nicht gegen das schönste Brunkgemach in einem Königsschloß vertauschen. Zwar besteht der geneigte Fußboden nur aus grauer Walderde, in der Preiselbeeren, Maiglöckchen, Weidenröschen, Farne, Moose und Waldgräser einen harten Kampf gegen die allzu mächtige Sonne führen, zwar sieht man an Stelle der Wände rechts, links und an der Rückseite nur die zierlichen Säulen junger Kiefernstämmchen, von denen die schlichtgrünen Nadelteppiche herabhängen, aber dafür frant sich zu Häupten als Decke der prächtig blaueidene Himmel, durch den sich als immer wechselndes Muster die schimmernden Wolken hindurchweben, und nach vorn fällt der Blick, wie durch ein großes luftiges Fenster, über die Spitzen der absteigenden Bäume hinweg auf eine Waldlandschaft, deren überraschende Schönheit für alle Enge des Platzes und die Schwierigkeit ihn zu erreichen entschädigt. Fünf, sechs, sieben hintereinander lagernde und sich malerisch überschneidende, bewaldete Hügelketten, zu beiden Seiten von Hochwaldmauern zusammengehalten und nach der Ferne zu an Höhe wachsend, sodaß die letzte sich als eine klare Wellenlinie in den hellen Himmel zeichnet, fügen sich hier zu einem wohlgeformten Bilde von unbeschreiblicher Lieblichkeit und zugleich feierlichem Ernst zusammen. Damit auch das Gefühl der Sehnsucht, das einem solchen Natureindruck nicht fehlen darf, wenn er uns als vollkommen gelten soll, geweckt werde, blitzt an einem Einschnitt der letzten Hügelreihe der Spiegel des Haffs wie der Aufsatz einer silbernen Schale herüber und läßt gewissermaßen den Ueberfluß der Empfindung in eine unbekannte Ferne verströmen.

Freilich, mein Sonnenhügel, es gibt andere Höhen, unendlich viel größer und großartiger als du, mit Fernsichten, die von Tausenden bewundert und gefeiert werden, und manchmal frage ich mich, warum ich wohl deine bescheidene Schönheit ihnen allen vorziehe. Ist es, weil das, was du zeigt, mir als der vollkommene Ausdruck nordischer Landschaft und nordischen Wesens erscheint? Da ist nichts zu sehen von den heroischen Gebärden des Hochgebirges, das wie ein Heer von kämpfenden, stürzenden, drohenden und sterbenden Giganten anmutet, nichts von dem Singen und Lachen, dem Wiegen und Tanzen süd- und mitteldeutscher Landschaften, die an den heiteren Kinderreigen auf einem Bilde S. Thomas erinnern, bei dir und um dich, mein Sonnenhügel, ist Stille, Ernst, Würde, Feierlichkeit; wo du Bewegung zeigt, ist es die eines gemessenen Schreitenden, aber nur noch offenbart du die träumende, zum Himmel blühende Ruhe eines Ausgestreckten. Unwillkürlich denkt man

bei dir der nordischen Frau mit dem hohen und stolzen Wuchs, dem würdevollen Gang, den gehaltenen Gesten und jener unauffälligen Schönheit, die am stärksten in Erscheinung tritt, wenn man sich ihre Trägerin stehend oder besser noch mit einem Buche ruhend vorstellt, sodaß nur das Spiel des Blutes unter der zarten Haut und das Leuchten der blauen Augen das tiefinnerliche Leben und Mitleben befehlen. . . . Möglich, mein Sonnenhügel, daß diese Verwandtschaft zwischen der Seele eines Menschen und der Seele der Landschaft, die er als seine Heimat empfindet, Anteil hat an meiner Vorliebe für dich, aber sie erklärt mir nicht alles. Ich würde sie ja an vielen Orten finden. Warum zieht es mich aber immer und immer wieder zu Dir? Warum quält mich eine drängende Sehnsucht, wenn ich einmal eine Woche dir fernblieb? . . . Ist es, weil du mehr bist als ein hübscher Aussichtspunkt und in deiner Abgeschlossenheit ein weit reicheres und glühenderes Leben birgt als die meisten ahnen, die dich aus dem Schwarm deiner Brüder so verlassen und so feiertagsstill empvorragen sehn? Ein Leben, das die Sinne, das Denken und Fühlen des Menschen immer wieder beschäftigt, ihm immer neue Wunder zu offenbaren und neue Rätsel aufzugeben vermag, ohne daß er befürchten müßte, eines Tages diesem geheimnisvollen Geschehen auf den Grund zu blicken?

Raum hat die starke Frühlingssonne deinen lockeren Waldboden bis in seine Winkel erwärmt, da regt und rührt sich auf deiner kleinen Blöcke, was den Winter über in allen möglichen Formen und Gestalten bei dir geschlummert hat. An einem glasklaren Aprilmorgen reitet plötzlich auf goldenem Sonnenstrahl ein Zitronensalter über die niedrige Baumwand, tänzelt über den Boden und verwundert sich, daß noch keine Blumenschöne ihr buntes Fenster geöffnet hat, um ihn zu sich einzulassen. Dann geht es schnell. Schon trommelt der Specht, läuten die Kohlmeisen, schon probieren die jungen Finken die ungeübten Kehlen, wimmeln die Ameisen, die man als die flügsten der Insekten nennt, in sinnvollem Durcheinander um den grauen morschen Baumstumpf zu meinen Füßen. Bald weiß ich nicht mehr, wohin ich schauen und lauschen soll, um nichts von dem fesselnden Treiben zu verlieren: die Zauneidechse raschelt im welken Waldgras, der Goldblauspäßer zieht als Stegreifritter in schimmernder Rüstung auf Raub aus, die durstige Hummel tortelt wie ein schwerfälliger Zecher von einem Blumenwirtschhaus zum andern, die Waldmaus zirpt unter dem Moos, kurz, da ist kaum ein Winkelchen, in dem nicht das Leben, dieser unerbittliche Sieger, atmet, jubelt, ringt, liebt, leidet und stirbt, um wieder zu werden. Dann hast du deine hohe Zeit, mein Sonnenhügel, während der es Tag und Nacht fröhlich bei dir hergeht! Die Hochzeitsmusik aber stellen die gesiederten Sänger, die im übrigen als leichtsinnige Musikantenseelen es sich an deiner Tafel wohl sein lassen, ohne sich um das Morgen unnütze Gedanken zu machen. Allen voran der zierliche, sanfte Fitis, dessen eintönige, schwermütige und doch so unendlich reizvolle Strophe deine Lieblingsweise darstellt, der du nicht müde wirst zu lauschen. Doch überhörst du auch nicht die Stimmen der andern, die ihm mit ihrem Können beispringen, das sehnsuchtsvolle Adagio-motiv der Amsel, das melodische Allegro der Grasmücke, die lustigen Fanfaren der Finken, den Jodeler des Pirols aus den hohen Buchen in deinem Rücken, die schlichte Ländlerweise der Goldammer drüben am Holzabfuhrweg und die reine Terz des Ruckucks vom fernen Hochwaldrande zu deiner Rechten. Ich aber lausche mit dir, mein Sonnenhügel! Ich werde es nicht leid zu beobachten, zu horchen und mich zu fragen, und es ist mir, als lese ich in einem feierlichen Buch, dessen Worte und Sätze ich wohl verstehe, dessen Ganzes und tieferer Sinn mir aber entgeht.

Köstlich und nachdenklich sind solche Frühlingsstunden an deinem warmen Hang, mein Sonnenhügel! Doch die übrigen Zeiten des Jahres stehen ihnen nicht nach! Soll ich von dem Sommer sprechen, seinen lieblichen Morgenröten, seinen heißen Mittagen, seinem Glanz, seinen Wolken und seinen lauen Abenden, wenn deine Blumen verdorren, deine Vögel verstummen, aber das drängende Leben in seiner Fülle steht, und es auf deiner Lichtung an allen Enden treucht und fleucht, geigt und summt, blitzt und funkelt? — Oder von jenen späteren Tagen, da der Herbst, der feste Malerburich in dunkelgrünem Boden und bunter, goldbestrepter Faschnachtskappe zu dir kommt, um dir seine lustige Palette zu zeigen, auf der ein tiefes Himmelsblau, ein sattes

Walbgrün, ein prangendes Sonnengold und ein leuchtendes Weinrot alle andere Farben verdrängen? — Oder soll ich von deinen weißen Tagen sprechen, wenn der Ostwind in den kahlen Bäumen singt und das Orgeln des nahen Meeres wie die Stimme der Ewigkeit herüberdringt? Wenn Baum und Strauch ihre prunkenden, mit Diamanten besäten Herminmäntel tragen, auf denen die rote Winter Sonne tausenfach blüht und blendet? Wenn es stumm und heimlich bei dir ist, weil fast alles Leben unter der weißen Schneedecke schläft und nur das leise Wispern der Haubenweisen und Goldhähnchen, der helle Flötenruf des Kleibers im Buchenhochwald, das taktmäßige Hämmern des Buntspechtes dir kundtun, daß es nicht gänzlich erstorben ist? Wenn in frostklirrender Winternacht die milden Schwäne über dich hinwegziehen und ihre tiefen Stimmen aus dem funkelnden Sternhimmel wie die Schläge eines fernen Gongs in deine Stille fallen? Soll ich von all dem sprechen? Ich werde es nicht tun; es wären nur neue Strophen ein- und desselben Liedes, das ich zu deinem Lobe erschallen lasse, um der Welt zu verkünden, wie schön und reich du bist, im Frühling und Herbst, im Sommer und Winter, am Morgen, Mittag und Abend!

Habe ich nun alles zu deinem Ruhme gesagt, mein Sonnenhügel, was ich zu sagen vorhatte? Fehlt nichts, um zu erklären, daß ich mit meinem Herzen an dir hänge wie an einem treuen Freunde? Bist du nur schön und lebensvoll? Bist du nicht auch — einsam und spendest allen Segen der Einsamkeit, o Hügel der Einsamkeit? Einsam komme ich zu dir, dem Einsamen! Noch nie fand ich einen Menschen bei dir, außer den wenigen, die ich zu dir brachte und die nicht wiederkamen. Und ist solche Einsamkeit nicht das Beste, was ein Mensch suchen und was du ihm geben kannst? Wohlthat, Reinigung, Aufschwung, Erquickung? Ach, der Umgang mit den Menschen, selbst mit den liebsten, ist selten ein Aufgehen, ein Ruben ineinander, um zu fördern und zu beglücken, eher ein Tasten und Ausweichen, eingegeben von dem Wunsch zu schonen und geschont zu werden, ein Unterdrücken und Verschweigen des Eigenen, um Widerspruch, Neid und Spott zu entgehen, ein Sich-finden auf dem Spielplatz der Triebe und Leidenschaften, ein Sich-trennen und Verkennen in allem Edlen und Reinen, allzu häufig sogar, unter der Maske des Lächelns und der glatten Worte, ein erbitterter Kampf aller gegen alle, aus dem keiner ohne schmerzhafteste Wunden zurückkehrt. Was sollte aus dem Menschen werden, wenn er nicht die Möglichkeit hätte, dem Kampfgetümmel und dem Staub und Dunst der Herde zu entfliehen und in der Einsamkeit Binderung der Schmerzen und Heilung der Wunden zu suchen? Deshalb komme ich zu dir, o Hügel der Einsamkeit, wenn mein Wille müde und meine Seele wund ist. Wie ein guter Arzt hast du mich getröstet und geheilt, und ich weiß dir Dank für deine Hilfe. Wunderbar, wie du alle Sorgen und Erbärmlichkeiten des Alltags zusammenschrumpsen läßt! Kleinmut wandelst du in Mut, Ärger in Frohsinn, Verzagtheit in Hoffnung. Immer gibst du mir das rechte Maß für Dinge und Menschen zurück. Kein Flitter, kein Schein, keine Lüge bestehen vor dir. Weil du selbst ein Stück der großen, wahren, ewigen und unerbittlich ehrlichen Natur bist, so weckst du auch in mir die Sehnsucht nach allem, was groß, wahr, ewig und ehrlich ist. Nirgends bin ich so gut wie bei Dir. Nirgends sprechen die Schriften unserer Dichter und Denker so eindringlich zu mir wie in deiner Stille. Will ich ein Buch auf Wert oder Unwert prüfen, so trage ich es zu dir. Spiegelt es dein Wesen rein zurück, so ist es gut. Zeigt es deine Lüge verzerrt, so nenne ich es schlecht. So bist du allmählich ein Teil meiner selbst geworden; bis in meine Träume hinein! Tief und scharf hat sich dein Bild in den Grund meiner Seele gegraben. Dort wird es bleiben, auch wenn ich dich nicht mehr sehe, auch wenn du nicht mehr „mein Sonnenhügel“ sein wirst!

Und das wird einmal eintreten. Die junge Welt der Bäume um dich wird wachsen. Eines Tages wird eine grüne Wand von deinem Fenster stehen und den Blick in die schöne Gotteswelt verhüllen. Die junge Welt der Bäume wird weiter wachsen. Die Sonne wird nicht mehr auf deinem Boden liegen, und die buntfarbige, lichtfelige Welt deiner Geschöpfe wird verschwunden sein. Allmählich wird die junge Welt der Bäume eine alte werden. Ihre Kronen werden sich zusammenschließen und es wird kühl und dämmerig unter ihnen sein wie in einer Kirche. Nur hier und da wird der blaue Himmel hindurchschimmern.

Das wird dein Ende sein, o Sonnenhügel! Es gleicht dem Lebensende des Menschen. Auch ihm bleibt im Alter nichts anderes als der schmale Ausblick auf den Himmel, bis ihn der Tod aus aller Enge befreit. Darf uns die Aussicht betrüben? O nein! Das Sterben in der Natur ist nur eine Erscheinungsform des Lebens. Das Leben selbst ist ewig, und alle Dinge kehren wieder.

Auch du, mein Sonnenhügel! Nach hundert Jahren wird ein anderes Geschlecht durch deine Dämmerung schreiten. Die Art wird durch den Wald hallen und die Last der Bäume, die dich drückte, wird sterbend zu Boden sinken. In die breiten Lücken wird die junge heiße Sonne herabrauschen und Leben wecken, wo vorher tote Dämmerung war. Und an einem hellen Frühlingstage, ich weiß es, wird Einer mit offenen Sinnen über dich dahinschreiten und gebannt vor deiner Schönheit stehen bleiben.

„Wahrlich, diesen Fleck liebt die Sonne,“ wird er rufen. „Welch ein köstlicher Blick von diesem Hügel! Man sollte ihn den „Sonnenhügel“ nennen!“
W. L.

Ich sehne mich . . .

Ich sehne mich, die tiefsten Worte Dir zu sagen,
In die der Seele heiligstes Empfinden
Sich kleiden kann —
Und so viel schöne Namen Dir zu geben,
Als sie die ganze Welt für Liebe
Jemals erfann.

Ich sehne mich, in Dämmerstunden schweigend
Bei Dir zu sitzen — und die Hand zu halten.
Die mir das Herz zerbrach —
Und so viel Segen auf Dein liebes Haupt
Herabzuslehen, wie nur ihn zu spenden
Ein Gott vermag.

— Ich sehne mich, aus all den dunkelroten Rosen,
Die meines Herzens Blut so rot gefärbt,
Dir einen Kranz zu winden —
Und ihn so fest in Deine Hand zu drücken,
Bis seine Dornen auch den Weg
Zu Deinem Blute finden.

— Espérance Hofert.

Seeschießübung.

Hochsommer. Flutendes bewegtes Leben in unserem Städtchen, das sich von Tag zu Tag steigert. Gerade, als läge irgend etwas „Besonderes“ vor. — Drüben auf Osternothhafen liegen ganz merkwürdige „Kriegsschiffe“, mit einer Nationalflagge, die wohl kaum in irgend einem Flaggenbuch zu finden ist. Was hat das alles nur zu bedeuten? In einer Berliner Zeitung kann man folgendes lesen: . . . „auch in diesem Jahre findet wie sonst die Seeschießübung“ des hiesigen Artilleriebataillons vor meinem Lokale statt!“ Seeschießübung! Also das ist's! Und der Fremdenzug aus den nächsten großen Städten nimmt immer mehr zu! — — —

Nach Rückkehr von der Landschießübung des Artilleriebataillons entwidelt sich am Strande und in den Batterien auf beiden Ufern sowie am Osternothhafen reges militärisches Leben. Die Vorübungen zur Seeschießübung im August beginnen. Auf dem Düngelände werden Batterien gebaut und mit Geschützen armiert. Telephonleitungen für die Feuerleitung werden gestreckt. Interessant ist der Bau von Scheiben am Osternothhafen. Kleine Pyramidenscheiben mit roten Fähnchen oben, große Bordwandscheiben aus Lattenwerk, teils mit Zuteleinwand bespannt, niedrige schwarze Torpedobootscheiben, die möglichst leicht sein sollen, um hohe Geschwindigkeit zu erzielen, und endlich dreiteilige Mörserdeckscheiben entstehen. Alle werden auf hölzernen oder hohlen Bleischwimmern montiert. —

Leicht und fast grazios sehen die Scheiben von weitem aus. Aber daß sie es in sich hatten, davon konnten wir uns selbst überzeugen. Da fuhren wir einmal von dem kleinen Hafen am Postenturm mit einem unsagbar alten, kleinen Petroleummotorchen nach Osternothhafen. Zuerst wollte

das Ding absolut nicht von seinem bequemen Liegeplatz fort. Ob vor Schwäche oder Faulheit, kann ich nicht sagen. Schließlich unter Achzen und Geratter, bequemte es sich, und stolperte rückwärts so vorwärts. Mitten auf dem Strom kam uns einig Bedenken, und wir fragten höflich, „ob wir wohl unbeschadet nach drüben kämen!“ Der alte Rappen nahm seine Mühe ab, kraute sich nachdenklich den Kopf, setzte sie wieder auf, sah sinnend auf den Strom, und, nachdem er in weitem Bogen über Bord gespuckt hatte, sagte er träumerisch: „Es sind ja Boote genug auf dem Strom.“ — Ja, das stimmte. Gefahr war nicht vorhanden, wir konnten jederzeit aufgefischt werden. — Endlich kamen wir denn auch an unserem Bestimmungsort an. Doch gänzlich ohne Puste. Das heißt wir hatten welche, aber das Motorehen war ganz erledigt. — Und da sehen wir gerade, wie an einem starken Tau ungefähr 20 bis 25 Soldaten eifrig eine solche große Scheibe fortschleppen — wollten, aber es kam ganz anders. Das Tau riß, und die eine Hälfte der Menschen kugelte unter Geschrei und Halloh übereinander. Da merkte man, wie schwer ein solches „Ding“ ist. — Für besondere große Schießen an Besichtigungstagen wurden auch öfter alte Holzschiffe aufgekauft, die dann von dem Scheibebaukommando zu Zielschiffen umgebaut wurden. Sie erhielten Gesechtmasten, Türme für Geschütze und Beobachtung. Innen wurden sie mit leeren Tonnen in großer Zahl ausgefüllt, damit sie trotz erhaltener Treffer beim Schießen schwimmfähig blieben. Flaggen von gewagtester Farbensammenstellung wehten lustig von den Mastspitzen und am Stock des Hecks. Die Besatzung und Geschützbedienung wurde durch Holzscheiben dargestellt. — Im Juli kamen dann außer den Reserveoffizieren, die ihre Übungen ableisteten, auch immer eine größere Zahl von Offizieren aller Waffen der Kriegsakademie. Diese blieben zur Dienstleistung beim Bataillon meist bis Mitte September. Sie lernten dabei noch die Unnehmlichkeit des Seebadens kennen. —

So kam denn die Zeit der Seeschießübung heran. In der Zeitung wurde die Sperrung des Hafens für die Zeit der Schießen bekannt gegeben. —

Viele Zuschauer standen oben auf den Dünen und unten am Strande. Von Posten scharf bewacht, um ein Vordringen zu verhüten. Der Posten gab wichtig und bereitwillig seine militärischen Kenntnisse den Fragebegierigen und Wissensdürstigen zum Besten.

Sehr eifrig war der alte Herr Sering, der Besitzer der Kaiserhalle. Von ihm stammte auch die nette Anzeige mit der Ankündigung der Seeschießübung. Zu vornehm und liebenswürdig ging der alte Herr, sich behaglich die Hände reibend, von Tisch zu Tisch und unterhielt sich eifrig mit seinen Gästen über Volltreffer und Fehlschüsse. —

Sehr interessant war es, vom Postenturm aus alles zu beobachten. Man sah in die Westbatterie hinein, mit ihrem geschäftigen militärischen Leben. Auch die See konnte man weit übersehen. Und war sie sehr bewegt, so hatte man unjagbares Mitleid mit dem unglücklichen Leutnant — falls er nicht seefest war — der sich auf dem Scheibendampfer befand. Schon früh waren die Scheibendampfer, meist der Fährdampfer „Fritz“ und der Schlepper „Otto“, ausgelassen, hatten Scheiben verankert, und lagen selbst mit Scheiben im Schleppl für bewegliche Ziele auf den angewiesenen Plätzen bereit. —

Dampf rollten dann die Einzelschüsse oder die Salven der Kanonen und Mörser über die See und weckten das Echo in der Stadt. Kam der Wind aus Nordwest, dann hallte es besonders scharf. Zum Prüfungsschießen, dem interessantesten Schießen, war die meiste Munition zur Verfügung gestellt. Die Batterien schossen dann nach Anweisung des Kommandeurs kriegsmäßig. Viele hohe Vorgesetzte und Zuschauer waren dann meist zugegen. Das Einschlagen der Granaten erzeugte hohe Wasserfontainen, Schrapnellplätzen in der Luft mit kleinen weißen Wolken und streuten ihren Kugeltregen auf die Wasserfläche. Die Treffer rissen große Löcher in die Scheiben und vernichteten oft den ganzen Oberbau. Die „imaginären Kriegsschiffe“ mußten auch dranglauben, Schornsteine, Masten usw. wurden immer weggefeuert.

Im Jahre 1900 kam Exadmiral v. Köster zu einem Versuchsschießen mit Mörsern, das glänzend verlief. Dieser Verlauf wurde insgedessen eifrig gefeiert. Es gab im Offizierkasino einen reizenden Sommerball. Die vielen verschiedenen bunten Uniformen und die hellen Sommerkleider der Damen gaben ein reizendes und fröhlich bewegtes Bild.

Später war unser Kaiser fast alljährlich am Schluß seiner Nordlandreise bei dem Schießen zugegen. In einem jener Jahre wurde auch eine bespannte Batterie der schweren Artillerie dabei benützt. Diese ging nahe bei Ahlbeck im Walde in Stellung und schoß von dort mit schweren Feldhaubitzen gegen ein in Fahrt befindliches Ziel. —

Nach Schluß der Ritt gab es dann einen reichlichen Ordenssegen, der sich auf Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften ergoß. Nun hatte das Schießen ein Ende. Die Gemüter beruhigten sich allmählich, und es setzte wieder der „Alltag“ ein.

Mit Freude und Behmut erinnert man sich jetzt noch des interessanten lebhaften Treibens zur Zeit der „Seeschießübung.“

Ferida.

Das Fenster.

Heller wird das dunkle Auge,
Das die Nacht auf mich geschaut;
Licht träumt auf in seinen Tiefen,
Und die Morgendämmerung graut.
— Heller leuchtet es und heller!
— Licht und Leben sind erwacht,
Und in ihre finstern Schlünde
Stürzen fliehend Tod und Nacht.

I. h. Endemann.

Ueber schiefe Türme.

Von Dr. Karl Erich Kraß.

Durch die Zeitungen geht die Meldung, daß der schiefe Turm von Pisa in Gefahr ist, zusammenzubrechen. Dieser Turm ist wohl der den meisten Menschen bekannteste seiner Art, trotzdem es noch eine ganze Anzahl mehr oder weniger schiefe Türme gibt, die zum Teil durch eine einseitige Senkung des Fundaments entstanden sind, zum Teile aber auch vom Erbauer wohlberechnet und durchdacht so geschaffen wurden. Bekannt sind die schiefen Türme von Gelnhausen und der des Tiroler Dorfes Terlan. Der weitau interessanteste aber ist der schiefe Turm des Schlosses Caerphilly in der Grafschaft Glamorganshire in Wales.

Dieser Turm ist insofern der interessanteste, als er der am meisten geneigte ist. Während der Turm von Pisa bei 54 Meter Höhe eine Neigung von 4,50 Meter hat, beträgt sie bei dem von Caerphilly bei 24 Meter Höhe etwas über 3 Meter. Die Folge davon ist, daß das altherwürdige Bauwerk auf den Beschauer einen überaus beängstigenden Eindruck macht, ungleich mehr noch als der Turm von Pisa. Man kann durchaus nicht der Befürchtung Herr werden, daß man den Koloss im nächsten Augenblick wird zusammenstürzen sehen.

Diese Besorgnis ist jedoch wenig begründet, so wenig, wie sie es nun bereits beinahe sechs Jahrhunderte lang gewesen ist, in deren Verlauf jeder, der an den Anblick noch nicht gewöhnt war, die gleiche Angst ausgestanden hat. Der Turm von Caerphilly ist nämlich nicht durch die gekünstelte Absicht seines Erbauers schief geworden wie der Turm von Pisa, sondern durch eine Explosion, die im Jahre 1326 erfolgt ist und den Turm auf der nördlichen Hälfte gewaltsam von seinem Fundamente losgerissen hat.

Die Katastrophe ist eine Geschichte für sich: Als der unglückliche englische König Eduard II. von seiner Gemahlin und den auf ihrer Seite stehenden Baronen in Wales festgehalten wurde, suchte er mit seinen Anhängern Zuflucht in dem Schlosse Caerphilly. Die ehrgeizige Königin Isabella, die es nicht verwinden konnte, daß ihr Gemahl sich 1314 bei Bannockburn von den Schotten unter Bruce hatte schlagen lassen, belagerte das feste Schloß Caerphilly im Jahre 1326. Die Eingeschlossenen hielten sich aber außerordentlich tapfer und töteten viele von den Belagerern, namentlich dadurch, daß sie von der Höhe des Turmes geschmolzenes Metall auf die Angreifer gossen.

Das Schmelzen wurde in tiefen Erdlöchern an der Nordseite des Turmes vorgenommen. Isabella gab nun den Befehl, über die Burgmauer hinweg durch Schläuche Wasser auf die Schmelzfeuer zu gießen und sie auszulöschen. Diefem Befehle kamen die arg bedrängten Angreifer gern nach. Sie

trieben aus dem Wallgraben so viel Wasser über die Mauer, daß nicht nur die qualmenden Feuerstätten, sondern auch die Kessel mit dem siedenden Metall unter Wasser gesetzt wurden.

Diese plötzliche Abkühlung ließ sich aber die weißglühende Masse in den großen Behältern nicht gefallen. Sie, die ihnen da draußen so oft Verderben gebracht hatte, wendete ihre unheimliche Wut jetzt gegen die Bereiter der grausamen Waffe. Es gab unter donnerähnlichem Knall eine furchtbare Explosion, die manches Menschenleben innerhalb der Burgumfriedung vernichtete und die auch dem sturmerprobten alten Turm übel mißspielte. Als die dicken Rauchschwaden sich verzogen hatten, sah man den Turm schief überhängend vor sich, wie er jetzt noch zu sehen ist. Nur seine südliche Hälfte ist noch im Zusammenhange mit dem Fundament, die andere erhebt sich in stumpfem Winkel in die Luft. Die Steine sind jedoch mit einem dermaßen gut bindenden Zement zusammengefügt, daß er allein das schwere Gemäuer trägt und Generation über Generation zum Gegenstande der Bewunderung dient.

Isabella, die nach der unerwarteten Explosion frohlockte, daß sie den Anhängern ihres Gemahls den Garaus gemacht habe, sah sich bitter enttäuscht. Die Belagerten und ihr Verteidigungsturm überstanden die Katastrophe. Erst als die Königin Eduard im Jahr darauf ermorden ließ, sah sie sich am Ziele ihrer Wünsche: ihr 15jähriger Sohn bestieg als Eduard III. den Thron seiner Väter.

Amerika bei Nacht.

Unwillig ächzend springen die Motoren aus dem Schlaf — unser „Hudson“ übernimmt, wie immer, die Führung, der „Lincoln“ und der „Cadillac“ folgen — wir gleiten aus dem Lichtmeer der Hotels durch die Main Street — 50 Kilometer, der „Hudson“ singt nur noch ganz leise; blinkende Lichtreklamen zucken ringsum, alle Regenbogenfarben leuchten rechts, links, oben und unten; in sechs Reihen laufen die Cars, die äußerste ganz langsam, Wagen die halten, oder abbiegen wollen, die mittlere 20—25 Miles — 33—40 Kilometer und die innere Reihe mit 60 und mehr Kilometern.

So geht es über die Boulevards; langsam wird es dunkler um uns, Downtown, das Geschäftszentrum, liegt hinter uns — rechts und links hinter den Baumreihen hervor leuchten die Lampen aus den Villen in warmem Orange und Grün — der Verkehr ist immer schwächer geworden, je weiter wir nach draußen kommen; wir können 80 Kilometer fahren — eine Kurve zwingt uns, auf 40 herunterzugehen, und direkt dahinter geht es einen Hang hinauf, einen halben Kilometer lang, aber spielend läuft der „Hudson“, und ehe wir oben sind, haben wir schon die alte Geschwindigkeit wieder — die beiden schwereren Wagen sind in der Kurve etwas zurückgeblieben.

Hinten unter uns liegt nun das Lichtmeer der Stadt — feuerspeiende Stahlwerke, glitzernde Lusträder von einem kleinen Lunapark und die qualmenden Schloten der größten Gummierwerke der Welt — gleich die drei größten Konkurrenzfirmen dicht neben einander.

Vor uns liegt die Hochfläche, rechts und links vereinzelte Farmen; dann sind wir im Walde. Noch 15 Kilometer bleiben wir auf der Chaussee, bis wir an ein kleines Dorf kommen. Wir biegen scharf ab, und weiter geht es auf einer Nebenstraße; noch einmal hart links, und wir sind auf einem Feldweg, im Mondlicht blitzen im Tal vor uns die Seen durch die Bäume. — Über eine schwankende, halbverfallene Holzbrücke rollt der Wagen, und plötzlich sind wir in einer weißen Wolke — Nebel — so dicht, daß man keine 10 Meter weit sehen kann — eine Minute nur, dann sind wir hindurch — der Mond scheint voll auf das Tal unter uns, und wir sehen, wie lauter schmale, aber dichte weiße Nebelstreifen sich von den Seen nach Osten ziehen. Im weiten Bogen schraubt sich der Weg ins Tal; dann biegen wir ab, links, rechts, nochmal rechts über alte Brücken am Rande der Seen entlang. Im Schatten alter Pappeln liegt da ein Landgasthaus, seitlich unter den Bäumen parken Wagen — keine Fords! — und aus dem Haus tönt gedämpfte Musik — an der Hintertür geben wir das heute gültige Klopfzeichen, und vorsichtig wird die Türe halb aufgemacht.

Daisy kennt die meisten von uns schon, und da werden wir ohne weitere Schwierigkeiten eingelassen. Lauter einzelne Zimmer sind im Hause abgeteilt — trinken tun ja alle, aber die Konkurrenzfirmen dürfen es nicht sehen — Unser Diner ist telefonisch bestellt und steht 5 Minuten später schon auf unserem Tisch. Eine Batterie Kanadisches Pilsener und Ale gibt die nötige Flüssigkeit dazu. — In der Limonadenflaschenfüllung sieht das Zeug rührend harmlos aus. — Im großen Saale wird getanzt. Für unsere Damen ist die Musik auch zu verlockend. So wird denn einer von uns delegiert, um zu sehen, ob keine Konkurrenz oder Prozeßgegner, oder sonstige gefährliche Persönlichkeiten zu sehen sind. — Die Prüfung fällt zufriedenstellend aus, und so wird getanzt; dazwischen ein Whiskey an der Bar oder ein Apricot-Brandy für die Damen, — haben kann man hier alle „geistigen Genüsse“ des glücklicheren Europas — alles in schönen, flachen Flaschen, die man bequem in die Tasche stecken kann.

„Something for the hip“ verlangt man es in der Drogerie — „Etwas für die Hüfte“ (Hüftentasche).

Es ist 2 Uhr geworden, wir denken an Ausbruch. — Nebenan müssen zwei Jünglinge ihre Damen auf den Schultern zu den Autos tragen, denn die Schönen sind noch verfeinert auf den Alkohol als die Männer, seit der Prohibition. Vertragen können sie aber meist viel weniger, und die erfreulichen Szenen braucht man wohl nicht auszumalen. —

Abfahrt — langsam klettern die schweren Wagen durch die Hohlwege und über die Brücken, und dann die Berge hinauf, — plötzlich ist irgendwoher ein eigenartiger Geruch in der Luft — wir haben ein Stunks gestört, wofür wir mit einer Parfumspritze bedacht werden, die aber, wie fast immer, am Wagen vorbeifliegt. — Unangenehm kann ich den Geruch nicht finden, ähnlich wie Maitäfer — jedenfalls besser als Moschus, und so ist denn auch das Modeparfum eines der nächsten Jahre wahrscheinlich: Stinktler; jedenfalls, wenn ich bis dahin genügend gefangen habe, um einen schwunghaften Handel zu beginnen. —

Die Wagen sausen mit 100 Kilometer den Highway (die Chaussee) entlang, vorn und hinten die Nacht, — rechts im Graben zwei grünfunkelnde Sterne, daran ein braunes Käzchen, — das war wieder ein Stunks, — weit vorn fängt sich der Schein unserer Lichter in einem roten Reflektor: Kurve! — sagt uns der kostenlos arbeitende Warner; links hinter ihm drei kahle, weiße Kreuze erzählen uns, daß diese Kurve schon drei Menschen das Leben gekostet hat — wahrscheinlich bei nassem Wetter, wo die betonierten Wege, ebenso wie die mit Ziegelsteinen gepflasterten, sabelhaft glatt sind. — Bei Regenwetter fährt man daher auf deutschen Landstraßen schneller. —

Blinkfeuer voraus, RR-Zeichen mit weißen Riesenlettern auf der Straße, Eisenbahnkreuzung, — besonders schöne Situation, wenn der Motor mitten drauf mit einem Male streift! — die dead men's crossing mit 7 Paar Eisenbahnschienen und 2 Paar Straßenbahnen ist schon Duzenden zum Verhängnis geworden. — Weil sie ihre Nerven verloren — in Amerika — bei Nacht. . . . C. N. D. Mann.

Lustige Ede.

Keller-Anekdoten.

Adolf Bögtlin erzählt: Als Keller eines Abends mit Freund Baumgartner gemütlich beim Schoppen saß, ließ ihn der auf sein Gedicht „Rosenglauben“ an und fragte ihn kritisch: „Nun sag mir, bitte, doch einmal: was hast du dir eigentlich bei dem schönen Rehrreim „Solange die Rose zu denken vermag, ist niemals ein Gärtner gestorben“, denn nur gedacht?“ — „Du Narr“, sagte Meister Gottfried, „als ob unsereiner das selber wüßte!“

Dr. Francois Wille erzählt: Einst verweilte Keller bei mir hier in Mariafeld in lebhafter Unterhaltung beim Glase. Ich ließ ihn nachts nicht mehr fort, sondern führte ihn in unser Gastgemach drüben im Nebenhaus, versorgte ihn und bat, rasch zu Bett zu gehen. Nach einer, nach zwei Stunden sah ich vom Zimmer aus in dem feinnigen noch Licht brennen. Ich ging nach ihm sehen. Da sah er betäubt, noch angezogen, wie betäubt, auf dem Bettrande, sah mich verworren an und sagte: „Sind Sie's? Bich ich bei Ihnen? Mir war, ich sei

